

e/a

t.311 Mali 17 - HL/wa			
an	Bur	TP	FL
Datum	8.1	11.1	11.1
Via	De	Ph	Tel
3 1. DEZ. 1981			
Ref. 0.222 Mali			

Bern, 22. Dezember 1981

F E E D B A C K N R . 2 5

Hausmitteilungen des Evaluationsdienstes

PARTNERSCHAFT UND AGGRESSIVITAET

Ende September 1981 wurde die DEH durch eine "Resolution" erschreckt, die aus dem "Projet Forestier de la Région de Sikasso" (PFRS) in Mali unverhofft an die Eigerstrasse flatterte und in ultimativer Form eine grundlegende Veränderung des Projekts forderte. Schuld an allem Uebel des PFRS waren angeblich in erster Linie die Malier, dann aber auch die DEH und das Koordinationsbureau in Bamako. Im Namen der Schweizerischen Steuerzahler verwahrten sich die Autoren gegen Misswirtschaft und Schlendrian. Kopie des Schreibens, das von sämtlichen schweizerischen Projektmitarbeitern unterzeichnet war, ging direkt an den Departementschef.

Im Zusammenhang mit dieser Resolution und den Problemen, die dahinter zu suchen waren, reisten CL, LA und HL anfangs Dezember nach Bamako, um über wichtige Aspekte des PFRS neu mit den Maliern zu verhandeln. Natürlich musste auch eine neue Vertrauensbasis zwischen DEH und Experten gefunden werden. Der harte, aggressive Ton der Resolution hatte uns an der Zentrale gehörig erschreckt.

Im Grossen und Ganzen liessen sich diese Aufgaben erfüllen. Nachstehend werden jedoch noch einige Fragen angeschnitten, welche die genannte Dreiergruppe während ihres Besuches in Mali stark beschäftigt haben und die auch für andere DEH-Mitarbeiter von Interesse sein dürften.

1. Ein schwieriger Anfang....

Das Projekt, um das wir uns vor allem kümmerten, das "Projet Forestier de la Région de Sikasso" hat einen schweren Start hinter sich. Als Finanzhilfe konzipiert und durch Elemente der Technischen Zusammenarbeit ergänzt, umfasst es vier sehr unterschiedliche Teile und ein Gebiet, worin Distanzen von mehreren hundert Kilometern zu überwinden sind.

./.



Noch bevor die schweizerische Projektequipe vollzählig im Einsatz war, stellte sich heraus, dass die zu erfassenden und zu nutzenden Forstgebiete der Gegend von Sikasso viel weniger dicht mit Pflanzen bewachsen sind, als dies auf Grund der Projektabklärungen angenommen worden war. Statt mit 150 m<sup>3</sup> stehenden Holzes pro Hektare war plötzlich nur noch mit 20 - 40 m<sup>3</sup> zu rechnen.

Ein Start im Vakuum also. Und weitere Wissenslücken wurden bald ebenso deutlich: Etwa in Bezug auf die Erwartungen der dörflichen Bevölkerung, den Markt für Nutzholz oder die Gepflogenheiten des malischen Forstdienstes. Kein Wunder, dass die Schweizer Equipe im Laufe des vergangenen Jahres da und dort ins Schwimmen kam.

Im übrigen aber trafen wir auf erstaunlich präzise und definitive Urteile schweizerischer Projektleute über ihre malischen Partner und "Mali überhaupt". An der Unfähigkeit, dem Mangel an staatsbürgerlichem Engagement, der professionellen Stümperei dieser Afrikaner war - im Gegensatz zur Qualität des Projekts und den DEH-Vorbereitungen - nicht zu zweifeln. Ausnahmen bestätigten bestenfalls die Regel.

Oft wissen "es" ein Teil unserer Landsleute besser als die einheimischen Verantwortlichen aller Stufen. In der Forstwirtschaft muss ihnen niemand etwas vormachen wollen. Schliesslich sind sie als Experten hier, haben eine unüberbietbare Ausbildung genossen und vertreten in Mali die schweizerischen Steuerzahler. Das PFRS hat sich danach zu richten.

## 2. ....mit beunruhigenden Folgen

Sind das Zeichen von Verantwortungsgefühl oder von Ueberheblichkeit? Ich verstehe es eher als Ausdruck der Unsicherheit in einer Situation, die schwer zu durchschauen und schwer zu bewältigen ist. Die im Pflichtenheft festgelegten Aufgaben haben in der schwierigen Praxis an Schärfe verloren, die eigene Tüchtigkeit bringt nicht mehr dasselbe ein wie in der Schweiz. Und die bisherigen Projektfixpunkte sind teilweise verschwommen und müssen neu bestimmt werden.

Diese Aufgabe ist schwer. Sie entspricht nicht dem, worauf sich der technische Fachmann aus der Schweiz vorbereitet hat. Und die malischen Partner machen es dem Schweizer nicht nur leicht. Ich spüre selber, wie mir die Galle aufsteigt, als der Direktor des Forstdienstes nicht aufhören will mit seinem Monolog und ich mich immer unfähiger fühle, mich auf Wesentliches, das er sagt, zu konzentrieren.

Die steinharte Sitzfläche, auf der ich leide, macht alles noch schlimmer. Wut und Abwehr sind zeitweise bei mir eine überdeutliche Realität. Dabei lebe ich weder im Staub von Sikasso noch im "Maison de Passage" von Bamako, wo es lange Zeit weder Licht noch Wasser gab.

### 3. Gegengewichte und Ermutigungen

Aber es folgten auch Erlebnisse der Spontaneität und des freien Zugangs zur malischen Welt. Einzelne Entwicklungshelfer öffnen Türen dazu. Etwa als mein schweizerischer Begleiter auf ein undeutliches, fast scheues Handzeichen eines jungen Polizisten am Strassenrand den Wagen aus sehr schneller Landstrassenfahrt zum Stehen bringt, rückwärts rollt, das Gespräch aufnimmt und dann die Frau mit dem Kleinkind, die im Schatten des breitkronigen Baumes gewartet hatten, dem bittstellenden Polizisten folgend in den Fonds des Wagens lässt, samt Taschen und Bündeln und Besen, um sie zwei Stunden später am Markt in Bamako wieder abzusetzen. Als Dank liegen vier duftig-klebrige Orangen in meinen Händen.

Oder die Frau jenes schweizerischen Ingenieurs, die sich wohl fühlt im malischen Kaff, wo es "nichts gibt", die sich einladen lässt von ihrem Kommissionsgang weg, auf das Winken einer Gruppe von Frauen hin, einladen zum Fest, das hier gefeiert wird, zum Tanz und zur Mahlzeit, obwohl gar nicht klar wird, aus welchem Anlass hier die Trommeln geschlagen werden. Erst später stellt sich heraus, dass ein Sohn der einen Frau eine Anstellung gefunden hatte - im Projekt des Schweizer Ingenieurs; und der Zugang zur Kaff-Realität via Fest war eine glückliche Bereicherung des Erlebens - auch für den technischen Experten aus der Schweiz. Afrika bekommt so ein sehr vielfältiges, ansprechendes Gesicht.

Schliesslich spürte ich selber viel Genugtuung, als wir nach fünftägigen Gesprächen unter Schweizern und Maliern neuen Kontakt, neue Zuversicht und neue schriftliche Vereinbarungen über den Fortgang des Projekts gefunden hatten. So hoffnungslos, wie die "Resolution" es hatte erscheinen lassen, war die Situation im PFRS also doch nicht.

### 4. Schwarz und Weiss

Die Versuchung ist gross, aus der eigenen Spannung zwischen Abwehr und Offenheit Urteile abzuleiten. Es scheint so einleuchtend: Wer sich abschliesst und Fronten aufbaut ist ein schlechter, wer zugänglich bleibt und Verständnis zeigt ein guter Entwicklungshelfer.

Die Versuchung wird umso grösser, je krasser die Gegensätze hervortreten: Da gibt es jenes junge Schweizer Paar, das sich während seiner Vorbereitungszeit aus lauter Scheu vor den vielen Akademikern am Wochenende in Genf und am Kurs in Moghegno nie zu äussern wagte, jetzt aber eine ruhige und überzeugende Beziehung zu Partnern und Umwelt gefunden hat. Note 6. Und da gibt es andere Schweizer, die einen DEH-Koordinatoren als Ideologen und Bürokraten beschimpfen, wenn er sich dagegen wehrt, dass die Malier als unfähig disqualifiziert werden. Note 1.

Die Sachlage scheint klar zu sein. Ist sie es aber auch wirklich? Ich werde das Gefühl nicht los, dass es da noch etwas anderes gibt, das beachtet und verstanden sein will. Ein Forstingenieur emmentaler Herkunft, der persönliche Erfahrungen seit seiner Ankunft in Mali schildert, hilft auf die Spur. Für ihn war das eigentlich Unerträgliche an den Schwierigkeiten mit Schweizern und Maliern, sein eigenes Unvermögen, sich gegen Teamkollegen zu wehren, sich und seine eigenen Anliegen auszudrücken, beim Projektleiter auch Gehör zu finden und so über all das schwer Verdaubare zu Projektbeginn eine wirkliche Kommunikation herzustellen. Das bedeutete auch Zweifel an sich selber, Orientierungslosigkeit im Durcheinander. Er habe von Zeit zu Zeit seine eigene Diplomarbeit durchblättern müssen, sagt er, um den Glauben an sich selber und seine eigenen Wurzeln nicht zu verlieren.

Vielleicht helfen die Stichworte der Orientierungslosigkeit und der Kommunikation weiter. Während der Emmentaler verstummte, flüchteten andere in Redeschwälle. Mit Worten und Thesen lässt sich vieles zudecken. Austausch und Verständigung kommen aber nicht zustande. Wieder kommt mir der malische Generaldirektor des Forstdienstes in den Sinn. Ob er sich in seinem Monolog auch Einsamkeit von der Seele reden wollte? Ob er in all seiner Lebhaftigkeit auch unsicher war? Besonders auffallend war die Wortflut bei einem älteren Schweizer, der in all unseren Gesprächen nie das Wort freigab, ohne dass er von Kollegen dazu gezwungen worden wäre.

Jetzt erinnere ich mich auch wieder an eine Bemerkung jenes Mitarbeiters, dessen Wut auf Ideologen und Bürokraten so unverhohlen zum Ausdruck gekommen war: Schon bei der Einsatzvorbereitung habe er Anstoss erregt, als er Zweifel daran geäußert habe, dass den Afrikanern allzu grosses Vertrauen geschenkt werde. Man habe in der DEH einen naiven und verantwortungslosen Stil der Entwicklungszusammenarbeit vertreten. Also habe er eben geschwiegen und sich seinen eigenen Reim zur Sache gemacht.

Was dort offenbar unter den Tisch fiel, hat in Mali Wurzeln geschlagen und hier ein konstruktives Gespräch unter Schweizern und mit Maliern erst recht verunmöglicht. Kommunikation über unsere eigene hässliche Seite scheint etwas vom Allerschwierigsten zu sein. Wer es versucht hat, weiss es. Aber die meisten von uns sind natürlich lieber gute, verständnisvolle Entwicklungshelfer als Neo-Kolonialisten. Ich auch.

## 5. Wut und Aggressivität sind Tatsachen....

Und doch: Wer trägt nicht wie einzelne Mitarbeiter des PFRS die Bitterkeit, die Verständnislosigkeit und eine gute Portion Aggressivität gegen "alle Afrikaner und Konsorten" mit sich herum? Mir wurde das schlagartig deutlich, als ich am Ende eines langen Tages in Mali einen Aufsatz des südafrikanischen Mischlings Peter Abrahams las, der in London mit Jomo Kenyatta zusammen studiert hatte und im Jahre 1952, also vor Kenias Unabhängigkeit, seinen Studienfreund (der unterdessen zum Führer der heimatlichen Opposition geworden war) zum Gespräch aufsuchte. Hier ein Auszug:

Ein Jahr zuvor war ich von Südafrika nach Kenia geflogen und hatte Kenyatta besucht. Ich fühlte mich schrecklich deprimiert, als ich aus dem Flugzeug stieg. Alles war soviel häßlicher geworden in der Union. Die Barrikaden waren errichtet im häßlichen Krieg der Rassen. Als ich vor vielen Jahren Südafrika verlassen hatte, gab es noch vereinzelt Inseln, wo sich Schwarze und Weiße auf neutralem Boden treffen konnten. Als ich 1952 zurückkehrte, waren die Inseln überflutet von der ansteigenden Welle des Rassenhasses, und ich war froh, dieses düstere, unglückliche Land, dem aber doch meine Liebe gehörte, zu verlassen.

In dieser Stimmung stieg ich aus dem Flugzeug. Ich hatte meinen Freund Jomo seit Jahren nicht mehr gesehen. Jetzt war er da, direkt vor dem Flughafen-Terminal. Er stützte sich auf einen schweren Stock, war größer als ich ihn von Europa in Erinnerung hatte, fester, sein Gesicht sah aufgequollen aus. Und hinter ihm stand eine riesige Menge Afrikaner.

Ich ging auf ihn zu, als ein schmalgesichtiger, schmalhüftiger Weißer, ein typischer Kolonialbeamter, plötzlich an meiner Seite auftauchte und sagte: «Herr Abrahams.» Ich blieb stehen und dachte: «Mein Gott.»

Auch Kenyatta kam auf uns zu. Die beiden Männer würdigten sich keines Blickes. Der Schmalgesichtige stellte sich vor und sagte, das Colonial Office hätte sie benachrichtigt, ich komme, um für den «Observer» zu schreiben. Sie hätten ein provisorisches Programm für mich zusammengestellt. Ob ich mich bereits um eine Unterkunft gekümmert habe?

Bevor ich antworten konnte, sagte Kenyatta: «Du wohnst natürlich bei mir.» Die alte Distanziertheit war wieder in seinen Augen. Sie schienen zu sagen: «Du mußt wählen, Freund. Jetzt wollen wir sehen, wie du wählst.»

Der Schmalgesichtige sagte: «Wir haben morgen ein Programm organisiert für Sie und ...»

«Ich lebe im Busch», fügte Kenyatta hinzu.

Mir wurde klar, daß ich in diesem Augenblick zum Schlachtfeld des Rassenkrieges, dieser gräßlichen Bestie, geworden war. Ich faßte einen Entschluß, war verärgert über beide Seiten und gleichzeitig war mir die Afrikanermenge im Hintergrund bewußt. Es ging jetzt auch darum, das Gesicht zu wahren.

«Ich habe versprochen, dieses Wochenende mit Herrn Kenyatta zu verbringen», sagte ich.

Der Schmalgesichtige nahm es gelassen auf. Ich versprach, gleich am Montagmorgen im Büro anzurufen. Er gab mir eine Kopie des Programms, das für mich vorbereitet war und fragte halblaut, ob ich wisse, auf was ich mich da eingelassen habe. Kenyatta versicherte mir, ich sei völlig sicher, niemand würde mir die Kehle durchschneiden. Ich merkte, daß sie durch mich hindurch miteinander sprachen. Ich merkte auch, daß sie wußten, daß ich es gemerkt hatte, und das verstimmte mich.

«Dann also gute Nacht, Mister Abrahams», sagte der Schmalgesichtige anzüglich.

Sobald er außer Hörweite war, begann Kenyatta zu fluchen.

«Es tut gut, dich wiederzusehen, Johnstone.» Ich ergriff seine Hand.

«Jomo», erwiderte er. Ein Anflug ironischer Spekulation schimmerte wieder in seinen Augen. Ein leicht spöttisches, leicht bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. «Willkommen in Kenia, Peter», sagte er. Dann, abrupt: «Komm, begrüße die Führer meines Volkes. Sie haben lange gewartet.»

Wir gingen nach vorn, und die Menge versammelte sich um uns. Jomo hielt eine kleine Ansprache in Kikuyu, dann übersetzte er sie für mich. Ein kleiner alter Mann, so alt wie die Hügel des Landes, mit riesigen Löchern in seinen Ohren, hieß mich im Namen des Landes und seines Volkes willkommen. Wieder übersetzte Jomo.

Danach zwängten wir uns alle in eine Flotte alter, ratternder Autos und machten uns auf den Weg ins Kikuyu-Reservat im Herzen des afrikanischen Busches. Kenyatta war während der Fahrt still und seltsam abwesend.

Wir hielten am Sitz des alten Häuptlings, wo andere Mitglieder des Stammes warteten, um mich zu begrüßen. Unterdessen war das Empfangskomitee auf ein paar hundert angestiegen. Um mich war die Luft durchtränkt vom Geruch von brennendem Fleisch; eine junge Kuh wurde mir zu Ehren gebraten. Bevor ich das Haus betrat, reichte man mir einen Trank. Einen weiteren gab man dem alten Häuptling und einen dritten Kenyatta. Der alte Mann murmelte eine kurze Beschwörung und goß die Hälfte seines Glases als Trankopfer auf die Erde. Jomo und ich taten dasselbe. Dann leerten wir drei unsere Gläser und betraten das Haus.

Ein allgemeines Essen und Trinken begann dann innerhalb und außerhalb des Hauses. Man bereitete mir eine vollständige, zeremonielle Stammesbegrüßung. Die wichtigsten Würdenträger des Stammes kamen zu zweit und zu dritt ins Zimmer, sprachen ein paar Augenblicke durch Kenyatta mit mir und gingen dann wieder, um anderen Platz zu machen.

«Afrika scheint sich nicht zu ändern», flüsterte Kenyatta zwischen den Würdenträgern. Hinter den leise geflüsterten Worten verbarg sich ein schrecklicher Unterton von Bitterkeit. Ich erschrak und schaute ihm ins Gesicht. Für einen kurzen Augenblick sah er wie ein in die Falle gegangenes, eingesperrtes Tier aus.

Er bemerkte, daß ich ihn ansah und verwandelte sein Gesicht schnell in eine leicht sardonische, humorvolle Maske. «Schau nicht zu genau hin», sagte er.

Und noch immer kamen neue Würdenträger, tranken ihr Glas, überbrachten ihr Willkommen und gingen wieder.

Die Begrüßungszeremonie erreichte ungefähr um Mitternacht ihren Höhepunkt. Riesige Stücke der gebratenen Kuh wurden hineingebracht, und wir nagten zwischen zwei Schlucken am halbprohen Fleisch. Draußen erklangen gedämpfte Trommeln. Die Stimmen schwollen immer mehr an.

Plötzlich, mitten in der langatmigen Rede eines äußerst ehrwürdigen Massai-Häuptlings eines nachbarlichen und befreundeten Stammes, sprang Kenyatta auf, ergriff seinen schweren Stock und stolperte zur Tür.

«Komm, Peter», rief er.

Alle erschrakten. Ich zögerte. Er hob seinen Stock und winkte mir damit zu. Ich wußte, daß dies eine schreckliche Verletzung der Zeremonie sein würde.

«Komm, Mensch!» befahl er.

Ich stand auf. Die plötzliche Stille, die auf die riesige Versammlung gefallen war, wurde mir bewußt. Durch einen seltsamen Zauber schien jeder zu wissen, daß etwas schiefgegangen war.

«Jomo», sagte ich.

«Ich halte das nicht länger aus», fauchte er. «Komm!»

Ich folgte ihm zur Tür. Ich wußte, wie unhöflich wir uns gegen die Sippe benahmen. Ich wußte auch, daß mein Freund einem Zusammenbruch nahe war. Wir gingen durch die Menschenmenge, stiegen in Kenyattas Wagen und fuhren in die Nacht hinaus. Der afrikanische Mond war groß und gelb und badete die Landschaft in ein mildes Licht, das beinahe so hell wie das Tageslicht war. Wir gingen zu ihm nach Hause. Es war ein großes, ausgestrecktes, leeres Gebäude, auf dem Hügelrücken. Innen gab es keinen Komfort: ein paar harte Holzstühle, ein paar Tische und im Schlafzimmer nur das Bett. Es gab keine

Bücher und keine der üblichen Annehmlichkeiten der westlichen Zivilisation. Als wir ankamen, tauchten zwei Frauen aus dem hinteren Teil des Hauses auf und machten sich im Schatten zu schaffen. Sie brachten Schnaps, aber ich konnte keine der beiden klar erkennen. Die seelische Verfassung meines Freundes war derart, daß ich keine Fragen stellen mochte. Wir saßen auf der Veranda und tranken pausenlos und schweigend, bis wir beide elend und kläglich betrunken waren.

Und dann begann Kenyatta mit leiser, bitterer Stimme über seine Enttäuschungen, über seine Isolation zu erzählen. Er hatte keine Freunde. Niemand im Stamm konnte ihm die intellektuelle Kameradschaft, die ihm so wichtig geworden war, geben. Logische Diskussionen, die Drinks, die eine soziale Handlung und nicht die Absicht sich zu betrinken bedeuteten, das Konzept des Individualismus, die Unverletzlichkeit der Privatsphäre – all dies waren den Stammesangehörigen, in deren Mitte er lebte, fremde Begriffe. So war Kenyatta, der westliche Mann, auf sich selbst angewiesen und gezwungen, sich dem Stammesleben anzupassen. Nur dann würden ihm die Stammesangehörigen folgen und ihm seine Machtstellung und Bedeutung als Führer zugestehen.

Ohne Wurzeln leben, heißt in der Hölle leben, und niemand wählt freiwillig die Hölle. Die Menschen, welche seine westlichen Bedürfnisse hätten befriedigen können, hatten eine Rassenschranke gegen ihn errichtet, trotz der Tatsache, daß die Pfahlwurzeln ihrer Kultur auch jene seiner Kultur geworden waren. Indem sie ihm den Zugang zu jenen Dingen, welche das westliche Leben vervollständigen, verwehrten, drängten sie ihn wieder ins Stammesystem zurück, von dem er sich im Laufe der Jahre so schmerzhaft befreit hatte.

Nichts von alledem wurde von Kenyatta oder mir ausdrücklich gesagt. Aber es war doch in diesem brütenden, bitteren Kommentar über die Stämme und die weißen Siedler des Landes enthalten. Für mich wurde Kenyatta in jener Nacht zum Menschen, der die schreckliche Tragödie Afrikas und den schrecklichen geheimen Krieg, der darin wütet, personifiziert. Er war sowohl das Opfer einer kranken Stammesordnung, wie auch des westlichen Systems. Sein Herz und Geist und Körper wurden zum Schlachtfeld der häßlichen Gewalt, die als Mau Mau-Revolution bekannt wurde, lange bevor sie in diesem wunderbaren Land ausbrach. Die Tragödie ist, daß er so überaus talentiert war und unter anderen Voraussetzungen einen so hervorragenden Beitrag hätte leisten können.

(Aus: «The Blacks», Holiday Magazin, April 1959)

6. ....die ernst genommen sein wollen

---

Wenn es sich Jomo Kenyatta erlaubte (oder wenn es ihm einfach passierte), seiner eigenen Bitterheit, Einsamkeit und Aggressivität gegen afrikanische Stammesleute Ausdruck zu geben, soll uns dann dasselbe nicht ebenso gestattet sein? Müssten wir nicht versuchen, jene hässlicheren Teile von uns wenigstens in der Kommunikation unter uns schon vor, dann während und schliesslich nach unserem Einsatz sichtbar werden zu lassen? Vielleicht würde es für viele Entwicklungshelfer leichter, Wege zum Partner zu finden, wenn sie ihre Abwehr weniger verbergen müssten.

Ich neige dazu, die unselige Resolution der Schweizer Equipe von Sikasso als Zeichen dieser Problematik zu verstehen. Wenn sie es tatsächlich ist, muss sie von der DEH unter diesem Aspekt ernst genommen werden. Sie wäre dann nicht mehr das ultimative Ende einer mühsamen Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen Schweizern und Maliern, sondern vielleicht auch der Anfang eines offenen Gesprächs unter uns Eidgenossen. Oder täusche ich mich?

R. Högger

Kopien an:

GL/LA, JA, VR, MY, HK, SCH, HRO, MC, OM, AI  
Herren Huber, Kaeser, Fräulein Aebi, Grosjean  
Frau Salinas